

Theater spielen statt trauern

Jens Niensens «Tag der Dachse» im Theater an der Winkelwiese

Wenige Tage auf den Tag der Mutter muss der Tag der Dachse folgen. Begangen wird der Tag am Abend im Theater an der Winkelwiese, wo er nicht nur einmal im Jahr stattfindet, sondern nach der Uraufführung am Donnerstag noch ein Dutzend Mal über die Bühne gehen wird. Gefeierte wird er allein von den vier Dachsen selbst, die um das frische Grab einer Frau stehen und deren Verdienste, ja Identitäten höchst ungewiss sind. Jedenfalls sind es Männer.

Dies ist kein krampfhaft origineller Einstieg (oder zumindest nicht nur), sondern entspricht den schrägen Stimmigkeiten und Folgerichtigkeiten bzw. -falschheiten von Jens Niensens «Tag der Dachse». Das Theaterstück unter der Regie von Antje Thoms ist nach dem letztjährigen «Endidyll» der zweite Teil einer Trilogie um das Thema Familienstrukturen und «will Mechanismen unseres Umgangs mit einem existenziellen Verlust, die Angst unserer Gesellschaft vor der Beschäftigung mit der eigenen Endlichkeit» aufzeigen. So steht es im Programmheft, dem man dankbar ist für ein paar flankierende Erklärungen und Sinngebungen, verweigert solche doch das Gespielte weitgehend – wahrscheinlich, um der vielleicht grössten Unerklärlichkeit und Sinnlosigkeit gerecht zu werden: dem Tod.

Eine über Jahrtausende eingeübte Sprachpraxis, um mit diesem Unsinn umzugehen, sind Sprichwörter. «Die Zeit heilt alle Wunden», heisst es. Wie gelogen das sein mag, beweisen die vier Männer am offenen Grab, denen keine Totenrede zur Trauerarbeit verhilft, mit einer kleinen tragikomischen Übung von schlagender Aussagekraft (allesamt überzeugende Dachse: Hans-Rudolf Twerenbold, Dominique Müller, Ingo Ospelt und Jens Nielsen selbst). Immer wieder sammeln sie sich unter dem Aufruf: «Warten wir!», und halten dann die Luft an, bis sie nicht mehr können. Ver-

glichen mit diesem Bild wäre eine Erklärung platt: Warten auf das Nachlassen des Verlustschmerzes bedeutet nicht, diesen ruhig vom heilenden Zahn der Zeit abnagen zu lassen, sondern Aushalten, bis der Atem ausgeht. Doch den Zuschauern dabei das Sprichwort als Stichwort oder irgendeinen anderen Bezug zu geben, wäre wohl keine zu grosse Dienstleistung gewesen – einfach, um zu verhindern, dass zu viele zu dumm fragen: Was soll denn das? Die Frage taucht womöglich zunächst auch bei den wiederholten Verweisen auf den Kriminalroman auf, der das gegenwärtige «Kompostmärchen» laut eingestreuten Reflexionen über das gespielte Stück angeblich in der Urfassung gewesen ist. Natürlich, hier wie dort gibt es eine Leiche. Aber damit ist es noch nicht getan. Also ganz freischwebend spekuliert: Gerade mit ihren zentralen Leichen lenken Krimis ihrerseits vom Tod ab, denn diese Toten sind keine Verluste, sondern Rätsel, die den Gewinn ihrer Lösung bringen. Was würde mit einem zarten Hinweis auf diesen oder andere Aspekte verschenkt – ausser dem Stolz der wilden Spekulanten, die sich in ihrem Einfallsreichtum gefallen?

Kompliziert und vieldeutig wäre die Geschichte dennoch. Dafür sorgen die Dachse, die ungeklärt lassen, wer sie sind und wie sie zur jetzt Toten einst im Leben standen. Weder ihre Namen – die vier heissen «Pianissimo», «Hänsel und etwas», «Eugen und Benz» sowie «Heinrich der Grosse» – noch die Verwandtschaftsbezeichnungen – Enkel, Sohn, Vater und Grossvater – stellen geordnete Verhältnisse her. Und wenn man gewiss sagen kann, dass sie alle die Frau geliebt haben, dann ist mit der Liebe jene zum Tod komplementäre Unerklärlichkeit bloss benannt, die das Stück besser, nämlich unklar, darstellt.

Christine Weder

Zürich, Theater an der Winkelwiese, 15. Mai. Bis 6. Juni.